

Ist Martin Suters Erfolg ein Geheimnis?

In einem Dokumentarfilm mit mystisch aufgeladenen Spielszenen wandelt Regisseur André Schäfer auf den Spuren des Bestsellerautors.

Tobias Sedlmaier

Der alte weisse Mann scheint das Schmähdobjekt unserer Gegenwart zu sein, will man dem Internet Glauben schenken. Doch immer und überall? Wohl kaum: Wenn er flott schreiben und/oder erfolgreich publizieren kann und Schweizer ist, wird der alte weisse Mann früher oder später mit einem Dokumentarfilm auf der grossen Leinwand gewürdigt. Begleitet von lautem medialem Tamtam. So erging es kürzlich Adolf Muschg mit stolzen 88 Jahren, nun folgt Martin Suter, der 74 Lenze zählt.

Zugegeben, der Titel von André Schäfers Film ist eingängig, smart und dem ehemaligen Werbefachmann Suter angemessen, der ihn erfunden hat: «Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit». Aber die Verheissung resultiert am Ende in der selbsterklärten Kapitulation. Weder kann man «alles» wissen noch die «Wahrheit».

Der Mensch hinter der Massengarnitur

Schon gar nicht bei diesem Autor, der, seit er mit der literarischen Produktion begonnen hat, zugleich die öffentliche Kunstfigur Martin Suter kultiviert hat. Weltmännisch, leicht snobistisch, dezent spöttisch und zutiefst wohlwollend. Ein glatter, doch gefestigter Vater-typ, mit dem man gerne fürs kurzweilige Vergnügen ein Bier trinken würde, solange es mindestens in der «Kronenhalle» passiert.

Zum Greifen nahe kommen wir dem Menschen Suter in der Dokumentation nicht, die als Abschlussfilm auf der Piazza am Locarno Film Festival lief. Allzu viel Unbekanntes, allzu Privates gibt der Schriftsteller zunächst nicht preis, während er, stets im Anzug, das Haus seiner Kindheit



Martin Suter mit Tochter Ana Suter in Heiligendamm.

Bild: DCM

besucht, in Guatemala unterwegs ist, am Sandstrand von Heiligendamm sitzt und eloquente Suterismen liefert.

Allerdings: Manchmal blitzen Momente auf, da kommt der Mensch hinter der Massengarnitur zum Vorschein, wird der schöne Schein ein Sein. Etwa wenn Suter mit der Familie über seinen Sohn spricht, der bei einem tragischen Unfall gestorben ist. Oder wie er sich mit zerzausten Haaren mit dem Rollkoffer durch die Tür seines Zweitdomizils in Marrakesch schiebt. Und – ein rührendes Bild – als er auf der Mundharmonika eine Schulklasse begleitet, die eines der Lieder singt, von denen der Autor so viele für den Musiker Stephan Eicher geschrieben hat.

«Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit» lässt seinen Protagonisten etwas passiv

vor sich hintreiben, bringt ihm viel Respekt entgegen, kitzelt jedoch nicht alles aus ihm heraus. Vielleicht weil Suter einer von jenen Autoren ist, die zu populär sind, um wirklich geliebt zu werden, und zu etabliert, um vollends auf Ablehnung zu stossen. Gut, sein jüngstes Buch, das eine «Romanbiografie» über Bastian Schweinsteiger sein sollte, kam bei der Kritik einhellig schlecht weg.

Das lag vor allem an seinem Helden, einem der bekanntesten und zugleich bravsten Fussballer seiner Generation, dessen schlimmste Erfahrung im Leben ein verschossener Elfmeter war. Und dieser weichgespülte Millionär sollte «Einer von uns» sein? Dieses Konzept konnte kaum aufgehen, es fehlte an Biss, Ironie und Fallhöhe. Im Film ist Schweinsteiger ebenso

knappe Episode wie Benjamin von Stuckrad-Barre, mit dem Suter einen Gesprächsband über Badehosen, Glitzer und LSD veröffentlicht hat.

Meisterhaft geheimnisvolle erste Sätze

Dabei hat Suter seinen Sound längst gefunden, sein Erfolgsrezept angerührt und über Jahre hinweg meist souverän angewendet. Er möchte eine Geschichte mit einem Geheimnis haben, sagt er im Film.

Schon die ersten Sätze seiner Romane sind oft meisterhaft in ihrer undurchsichtigen Klarheit. «Als Konrad Lang zurückkam, stand alles in Flammen, ausser dem Holz im Kamin» beginnt «Small World». Oder: «Etwas war anders, aber er wusste nicht, was», heisst es in «Die Zeit, die Zeit».

Zusammen mit «Die dunkle Seite des Mondes» sind es diese beiden Romane, die im Film visualisiert werden, indem Szenen aus ihnen mit Schauspielern nachgespielt werden, dazu wird der Text vorgetragen. Der Effekt ist ebenfalls ein mystischer. Wir sehen den trauernden Peter Taler aus «Die Zeit, die Zeit», trinkend, tippend. Im Schatten steht der Autor hinter seinen Figuren, als beobachte er sie beim Wachsen und Wirklichwerden.

Es sieht manchmal so aus, als sei man hierzulande misstrauisch gegenüber Erfolgen, die sich nicht einfach erklären lassen. Vielleicht ist Suter auch deshalb so gut, weil man diesem korrekten Menschen noch immer zu selten zutraut, so fantasievolle Bücher zu schreiben. Deren Inhalt er explizit erfindet, eine Seltenheit zu Zeiten, in

denen ein Quatschbegriff wie «authentisch» wieder in aller Munde ist. Er habe nie harte Drogen genommen, sagt Suter im Film; dennoch ist die Beschreibung des Trips in «Die dunkle Seite des Mondes» erschreckend zutreffend.

Sind solche Autorenporträts nicht filmisch gewordene Mausoleen? Im besten Fall können sie überraschen, wie etwa im letzten Jahr der Film über Paul Nizon. Im zweitbesten Fall wird man dem Autor in dessen Selbstdarstellung gerecht. Und, ob das wirklich für die Suter-Dokumentation spricht, sei dahingestellt: Doch nach dem Abspann kann einen grosse Lust überfallen, wieder ein Buch des Autors in die Hand zu nehmen.

Alles über Martin Suter. Ausser die Wahrheit: Ab 25.8. im Kino.

In Deutschland tobt wieder ein kunstignoranter Shitstorm, der nicht zwischen Romanen und Sachbüchern unterscheiden kann

Winnetou verbieten? Was für Kulturbanausen!

Als Shitstorm-Berater wäre derzeit viel Geld zu verdienen. Denn am Krisentisch des deutschen Ravensburger-Verlags haben sich die Manager in die Ecke drängen lassen. Die Geschichte um den zwölfjährigen Winnetou, die demnächst als Kinderfilm in die Kinos kommt, strotze nur so von rassistischen Klischees und verharmlose die realen Lebensumstände der Indigenen Nordamerikas, wurde in sozialen Medien moniert. Der Verlag liess daraufhin verlauten, dass «angesichts der geschichtlichen Wirklichkeit, der Unterdrückung der indigenen Bevölkerung, hier ein romantisierendes Bild mit vielen Klischees gezeichnet wird». Und zog die Bücher und Artikel zum Film aus dem Verkehr. Das Feedback habe gezeigt, dass «wir mit den

Winnetou-Titeln die Gefühle anderer verletzt haben». Das zeugt von einem erschreckenden Mangel an Kunstverstand. Wenig davon besitzen auch die Kritiker der Kritiker, die von «kommenden Bücherverbrennungen» faseln.

Nun rauft man sich als Literaturkritiker die Haare. Wenn selbst Literaturverlage Romane wie Sachbücher stellen, haben sie nicht verstanden, um was es in Romanen und Spielfilmen gehen könnte. Klar, Karl May hat sich Winnetou ausgedacht und als «edlen Wilden» projiziert. Ja, Pierre Brice war Franzose, sein Kostüm mehr Fasnacht als Apachen-Bekleidung. Und ja, Karl May



Mika Ullritz als Winnetou in «Der junge Häuptling Winnetou». Bild: Leonine

hat mit kolonialem Blick Gut und Böse verteilt. Dass es im Kern seiner Winnetou-Geschichten und auch im Kinderfilm um zeitlose Werte gehen könnte, wird aber von den Kritikern ausgeblendet. Generationen von Jugendlichen haben wohl anderes gelesen: Mut und Freundschaft über ethnische Grenzen hinweg, ein edles, kluges, aufrichtiges Männervorbild, nicht zuletzt die Solidarität im Kampf gegen Korruption und Landraub.

Gut sichtbar ist bei Karl May auch die ebenso klischeehafte Abrechnung mit der verrohten, skrupellosen Aneignung des indianischen

Landes durch Banditen und Eisenbahnbarone. Dass Karl May den kolonialen Genozid ausblendet, können nur Literaturkundige behaupten. Ironischerweise wird der übelste Schurke in «Der junge Häuptling Winnetou», ein weisser Bandit, von einem Schweizer gespielt, von Kult-Bösewicht Anatole Taubman.

Nach der Logik der Winnetou-Kritiker müsste man auch Grimms Märchen verbieten. Nur haben halt heutige Adop-tivmütter noch keine Instagram-Lobby gegründet, um das dortige stereotype Bild der bösen Stiefmutter anzuklagen. Gelassenheit ist doch angezeigt. Nur noch wenige lesen die altbackenen Grimm-Märchen vor. Und niemand muss seinen Kindern «Winnetou» vorlesen. Viele machen es

trotzdem und schauen dann auch mal als Realitätscheck eine Doku über die Geschichte der Indigenen in den USA. Oder sie lesen «Pettersson und Findus» vor, oder gehen «Wickie und die starken Männer» im Kino schauen. Aber halt: Ist da nicht das Mädchen Ylvi als Stereotyp der braven, zu Hause auf ihren Helden wartenden jungen Frau zu verurteilen?

Dass man Filme mit plumpen Klischees nicht mit öffentlichen Geldern fördert und plumpe Romane verreisst, ist richtig. Aber die Leute für komplett naiv zu halten, und ihnen zu unterstellen, das Eigenleben der Fiktion nicht von historischer Realität unterscheiden zu können, ist überheblich und dumm.

Hansruedi Kugler